



Vor anderthalb Jahrzehnten machte Gorbatschows Wort die Runde, auch sein Land wünsche sich ein Zimmer im gemeinsamen europäischen Haus. Als die Sowjetunion wenige Jahre später zusammengebrochen war, galt das erst recht. Nicht nur die wieder selbstständigen baltischen Republiken und die Ukraine suchten die Annäherung an den Westen, sondern auch der Haupterbe – Russland. Die Freilassung der DDR, der Verzicht auf die alte Forderung nach Neutralisierung eines vereinigten Deutschland, der Abzug der »Freundschaftsarmee« – all diese Entscheidungen von wahrhaft historischer Bedeutung waren Teil dieser Strategie. Dabei folgte die Außenpolitik auch hier der Innenpolitik. Denn das wiedergeborene Russland war noch mehr als die alterssichtige Sowjetunion auf westliche Hilfe angewiesen. Der Sozialismus hatte abgewirtschaftet, Marktwirtschaft und gesellschaftlich-politischer Pluralismus samt demokratischer Verfassung sollten sie ersetzen. Einmal mehr schien die russische Zukunft im Westen zu liegen.

Inzwischen ist Ernüchterung eingeleitet. Die hektische Umwandlung von Staats- in Privateigentum hat sich als Ausverkauf an die Skrupellosesten und Windigsten erwiesen. In kürzester Zeit sind riesige Vermögen entstanden, deren produktive Rückwirkung auf die gesamte russische Volkswirtschaft sich in Grenzen hält. Kaum zufällig haben sie ihr Fundament fast alle in der Ausbeutung der riesigen Öl- und Gasvorkommen oder im Handel. Die neuen Russen und Oligarchen produzieren nicht, sie extrahieren und dealen. Von gesellschaftlich-politischem Pluralismus oder gar Demokratie mag keiner mehr reden. Zu offensichtlich liegt die Fürsorge des Präsidenten für ihm nahe stehende Gruppen zutage. Und zu häufig ist den (hiesigen) Nachrichten zu entnehmen, was Presseorganen oder Fernsehkanälen widerfährt, wenn sie nach Einschätzung des Kreml zu kritisch berichten.

Außenpolitisch taktiert Russland unter seinem Präsidenten Wladimir Putin zwar zurückhaltender. Es bemüht sich um ein gutes Verhältnis sowohl zu Europa als auch zu den USA. Beide sind wirtschaftlich viel zu unentbehrlich, als dass man Wohlwollen und Investitionen aufs Spiel setzen könnte. Aber von einem Aufbruch nach Westen kann auch hier nicht mehr die Rede sein. Putins Russland ist mehr an einer Aussöhnung mit der sowjetischen Vergangenheit interessiert als an Demokratisierung nach westlich-

Gehört Russland zu Europa?

Eine historische Betrachtung

Manfred Hildermeier

chem Muster. Dem Rückzug der Soros-Foundation¹ haftet etwas Symbolisches an: Eine »open society« ist nicht mehr erwünscht. Davon profitiert ihr Gegenspieler, ohnehin keine sowjetische Erfindung, sondern altrussisches Erbe: der starke Staat. Der Präsident bestimmt, wo Russland seine Zukunft suchen soll – und er scheint sie bei aller Beschwörung der »Bürger-« oder »Zivilgesellschaft« – nicht mehr in Europa zu sehen.

Über solchen Wankelmut kann sich nur wundern, wer die russische Geschichte nicht kennt. Russlands Verhältnis zu Europa gehört zu ihren Gretchenfragen. Seit die Geschichtswissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand und mit ihr verbunden wenig später die Geschichtsphilosophie, hat man darüber gestritten. Eine klare Antwort konnte es kaum geben, denn die Vergangenheit war nicht eindeutig. Man fand beides: Verbindungen mit Europa bis hin zur radikalen Entschlossenheit, dem Westen beinahe um jeden Preis nachzueifern – und den Rückzug auf sich selbst, begleitet von der selbstbewussten Proklamation, einer gleichwertigen, autochthonen Kultur anzu-

gehören. Es ist ein Gemeinplatz der russischen Geschichte, dass sie sich zwischen Europa und Asien abgespielt hat. Fern aller Determination gab der endlos weite Raum am östlichen Rand Europas die Bühne der Geschehnisse vor. Hier entstand im 10. Jahrhundert von Skandinavien aus das Kiewer Reich, das enge dynastische Beziehungen in den Norden, Westen und Süden (Byzanz) pflegte. Als die Rus' im 13. Jahrhundert von den Tataren verwüstet wurde und zeitgleich den Eroberungsversuch des Deutschen Ordens auf dem Eis des Peipussees abwehrte, wandte sie ihr Gesicht in die andere Richtung. Zwar gehört die Rede vom »tatarischen Joch« ins Reich nationalistischer Legenden des 19. Jahrhunderts, aber an der Änderung der Prioritäten kann kein Zweifel bestehen.

Zwei Jahrhunderte lang waren die aufstrebenden Moskauer Großfürsten damit beschäftigt, die Herrschaft der Tataren abzuschütteln und sich Konkurrenten vom Hals zu schaffen. Als ihnen beides gelungen war, fanden sie sich in einem Staat wieder, der groß und stark genug war, um den Kampf gegen die unbestrittene Vormacht im frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa, die polnisch-litauische Adelsrepublik, aufzu-

1) Anmerkung der Redaktion: Von dem amerikanischen Multimillionär George Soros gegründetes Stiftungsnetzwerk, das das Konzept der »offenen Gesellschaft« vertritt.

nehmen. Und auch die expansive Hegemonialmacht im Norden, der Polen zum Opfer fiel, biss sich an Russland die Zähne aus. Als der schwedische König 1709 bei Poltava kapitulierte (und der polnische Staat keine Barriere mehr war), begann der Aufbruch Russlands in den Westen. Die neue Zaren- und Kaiserresidenz St. Petersburg, nicht zufällig in deutscher Namensform, wurde sein Symbol.

Dass Peter der Große (1672-1725) mit Gewalt und in beinahe jeder Hinsicht, vom Militär bis zur Eisenverhüttung, das viel zi-

Katharina II. (1729-1796) vier Jahrzehnte später die Grenzen weiter für Gedanken und politische Konzepte aus Mitteleuropa, primär aus dem deutschsprachigen Raum. Gewiss behielt sie die Zensur bei und gab die Kontrolle nicht aus der Hand. Gewiss auch entstellte sie Schlüsselbegriffe ihres Hauptgewährsmanns und ließ keine Institutionen zu, die ihre absolute Macht und die Adels-herrschaft im mindestens gefährden konnten. Aber die post-sowjetische historisch-politische Diskussion hat ihr Bild doch zu Recht wieder aus der Reservaten-

zog. Russland stand fortan in Europa. Daran änderte auch die Selbstbesinnung auf vermeintlich autochthone Ur-Werte von »Autokratie, Rechtgläubigkeit und Volkstum« im folgenden halben Jahrhundert nichts. Nicht nur war die Slavophilie die russische Version der westeuropäischen Romantik. Darüber hinaus diente der gesamte Rückzug primär der Selbstverbarrikadierung vor dem »französischen Bazillus« (Katharina II.) von Liberalismus und Demokratie, der sich unaufhaltsam von Westeuropa her ausbreitete. Wenn es darauf ankam, wie in Warschau 1829/30 oder in Budapest 1849, waren russische Truppen, in diesem Fall sogar auf Bitten Wiens, zur Stelle. Russland war Teil der Allianz der drei Schwarzen Adler – und blieb (um noch einmal die Kaiserin zu zitieren) eine »europäische Macht«.

Dass dies erst recht nach 1861 der Fall war, als Alexander II. (1818-1881) im Zuge der »Großen Reformen« Lehren aus dem verlorenen Krimkrieg zog und die Leibeigenschaft aufhob, hat niemand je bestritten. Allzu deutlich lagen die großen Anstrengungen auf der Hand, zu Westeuropa aufzuschließen, um eine Wiederholung der Katastrophe von 1856 zu vermeiden. Und allzu offensichtlich war die Schlüsselrolle, die Russland bei Weichenstellungen der europäischen Politik zufiel. Eine Industrialisierung wurde auf den Weg gebracht, die es zu Beginn des 20. Jahrhunderts immerhin zur fünfstärksten Wirtschaftsmacht der Welt machte. Eine Militärreform legte den Grundstein für ein neues Heer, dessen Schlagkraft maßgeblich zu den Präventivkriegsüberlegungen des deutschen Generalstabs am Vorabend des Ersten Weltkriegs beitrug. Die vormoderne, vom Adel dominierte Ständegesellschaft wurde so weit transformiert, dass die neuen sozialen Klassen (Arbeiterschaft und Bürgertum) nicht nur ihre Reste, sondern vor allem

kammer geholt und an einen der vorderen Plätze in der Ahnengalerie gehängt. Auch wenn die meisten Reformen zu ihren Lebzeiten tote Buchstaben blieben, haben sie im Bildungswesen, in der gouvernementalen und der städtischen Selbstverwaltung und im politisch-gesellschaftlichen Denken Impulse gegeben, die nicht wieder verloren gingen.

Es war symbolisch, dass Alexander I. (1777-1825) im März 1814 als erster russischer Zar an der Spitze eines Heeres in eine westliche Hauptstadt (Paris) ein-

tierte Fenster nach Europa aufstieß, ist zum Gemeinplatz geworden. Er hat sich im Kern bestätigt, obwohl ihn die Forschung von beiden Seiten relativiert hat: Der Wandel begann früher und ließ der Tradition deutlich mehr Platz, als zum Beispiel noch Reinhard Wittram in seiner monumentalen Biographie meinte. Die frühe Aufklärung kam nach Russland und bereitete der späten den Weg. Als deutsche Prinzessin mit großer Sympathie für die (nicht-politische) französische Aufklärung eines Montesquieu öffnete



Foto: Marc-Oliver Schulz

die absolutistische politische Verfassung bedrohten, deren Fundament sie bildete. Die liberal-demokratischen Revolutionen von 1905 und vom Februar 1917 führten der Autokratie den Preis für diese Reformen vor Augen: ihre Selbstabschaffung durch eine Konstitution. Sie war nicht bereit, ihn zu zahlen, und büßte dies mit ihrem Untergang. Gewiss kann man bei fast allen Aspekten der großen Transformation die Gegenrechnung aufmachen. Sie hat dreißig Jahre im Vordergrund gestanden und behält in vieler Hinsicht ihre Gültigkeit. Aber die zunehmende Verschränkung russischer und europäischer Entwicklungen steht außer Zweifel. Das bestätigt sogar ihre neuerliche Umwertung im Geiste des *high culturalism* zum gewalttätigen Export vermeintlich allgemeingültiger Errungenschaften einer überheblichen westlich-europäischen Zivilisation.

Noch deutlicher liegt die außenpolitische Eingebundenheit in europäische Vorgänge auf der Hand. Ohne Russlands Duldung wäre die deutsche Kaiserkrönung im Spiegelsaal von Versailles 1871 kaum möglich gewesen. Der russisch-türkische Krieg gab den Anstoß zur Neuverteilung des Balkan auf dem Berliner Kongress 1878. Das russisch-französische Bündnis von 1894 markierte den Auftakt zu jenem *renversement des alliances*, das die Konstellation des Ersten Weltkriegs begründete (vgl. George Kennan). Und auf der Hand liegt, dass diese Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts bei aller Priorität des deutsch-französischen Gegensatzes ohne die so schwer erklärbarere, sozialdarwinistisch-nationalistisch unterfütterte Feindschaft zwischen den langjährigen alliierten Kaiserreichen nicht stattgefunden oder eine völlig andere Dimension angenommen hätte.

Paradoxerweise hat gerade die bolschewistische Revolution, deren ideologische Antriebe bei al-



Foto: Marc-Oliver Schulz

len russischen Zutaten tief im europäischen Sozialismus wurzeln, zur größten Entfernung der russischen Geschichte von der europäischen seit dem 18. Jahrhundert geführt. Geistig fiel der Eisene Vorhang spätestens 1929/30. Dabei waren die nachlassenden Fremdsprachenkenntnisse der wissenschaftlich-politischen Elite ein besserer Gradmesser als wirtschaftliche Kontakte, die noch andauerten, weil der »Aufbau des Sozialismus« ohne moderne Technologie vom westlichen Systemfeind nicht gelingen konnte. Aber so wie schon die Oktoberrevolution von 1917 mit ihrem Anspruch, eine alternative Gesellschaftsordnung zur bürgerlich-kapitalistischen zu begründen, ein internationales Ereignis war, so gelang es Stalin auch durch den Abschluss des »Teufelspakts« mit Hitler im August 1939 nicht, sich von der Verwicklung in die internationale Katastrophe loszukaufen. Am 22. Juni 1941 holte ihn der europäische Krieg ein, den der deutsche Diktator angezettelt hatte, drängte sein Reich an den Rand des Zusammen-

bruchs und brachte es nach der siegreichen Wende so weit und dauerhaft ins Herz Europas wie nie zuvor. Um nicht missverstanden zu werden: Hitler vollstreckte keine subkutanen Zwangsläufigkeiten. Aber es war vielleicht nicht nur sein rassistischer Welt Eroberungswahn, der die Sowjetunion in den Krieg zog. Russland war längst so sehr Bestandteil Europas geworden, dass kein großer internationaler Konflikt an ihm vorbeigehen konnte.

Das galt erst recht im Kalten Krieg, der die europäische Konfrontation zur globalen ausweitete. Das sozialistische Russland war nicht mehr nur eine regionale und kontinentale, sondern eine weltweit agierende atomare Macht, die dem westlichen Gesellschaftsmodell von Demokratie und kapitalistischer Marktwirtschaft ihr eigenes mit neuem Nachdruck entgegensetzte. Wenn man im Rückblick Faktoren benennen will, die seinen Untergang bewirkt haben, so greifen innersystemische zu kurz. Die Sowjetunion ist gewiss auch an der mangelnden Leistungsfähig-

keit ihrer Wirtschaft und an der wachsenden Diskrepanz zwischen Ideologie und Realität zugrunde gegangen. Aber beide Ursachen entfalteten ihre fatale Zerstörungskraft erst vor dem Hintergrund einer weltweiten Verflechtung und Kommunikation. Das Mutterland des Sozialismus konnte die materiellen Lasten nicht mehr tragen, die es sich selbst aufgebürdet hatte, und es hielt keinem der nun möglichen Vergleiche stand, die seine Ideologie ständig beschwor. Gerade seine Implosion setzte jene Einbindung zunächst in europäische, dann in globale Zusammenhänge voraus, die im 17. Jahrhundert begonnen hatte.

Gehört Russland nun zu Europa? Mit Blick auf seine innere Verfassung und Geschichte hat ein prominenter deutscher Historiker diese Frage vor kurzem verneint. Russland habe alles gefehlt, was Europa ausmache: die innere Vielfalt, der Gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, der nicht zuletzt darauf gegründete Machtpluralismus, eine starke Gesellschaft, Humanismus und Aufklärung. Stattdessen habe es besessen, was andere, außer-europäische Regionen und Kulturen auszeichnete: relative Gleichförmigkeit, eine autokratische Zentralgewalt, absolute Dominanz des Staates, eine »Symphonia« zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, die letztere dienstbar machte, und geistige Entwicklungen, die säkularer Vernunft und experimenteller Wissenschaft wenig Entfaltungsmöglichkeiten boten. Gewiss sind diese und andere Argumente sehr ernst zu nehmen. Sie laufen in ihrem Kern auf Überlegungen hinaus, die in der polnischen Republik der Zwischenkriegszeit vorgebracht worden sind und nach dem Zweiten Weltkrieg in der Exilhistoriographie eine starke Wirkung entfaltet haben: Polen gehört zu Europa, Russland nicht. Ersteres hat auch nie jemand be-

stritten. Man muss nur nach Krakau fahren, um Baukunst der Renaissance zu erleben, und das Sommerpalais von Stanislaw August II. (1764-1795) in Warschau besuchen, um zu erfahren, dass Aufklärung und Rokoko bis nach Warschau kamen. Nur folgt daraus, dass Europa als nicht-orthodox christliches Abendland in den Pripjetsümpfen endet?

Die Gegenargumente sind im Vorstehenden genannt worden. Sie zeigen schon aus historischer Sicht, dass es gute Gründe gibt, Europa als geschichtlich-politischen und auch kulturellen Zusammenhang doch bis zum Ural reichen zu lassen. Nicht nur Aufklärung, Nationalismus und die klassische Moderne (Futurismus und Anti-Illusionstheater wurden hier geradezu geboren) haben in Russland stattgefunden. Eine Heimstatt hatten hier auch einer der Totalitarismen und ein real existierender parteidiktatorischer Kommunismus, der bis nach Deutschland exportiert wurde und darüber hinaus mitregierende, in jedem Fall den politischen Prozess und die politisch-kulturelle Öffentlichkeit mitprägende Parteien und Intellektuelle phasenweise stark beeinflusst hat. Man wird gut daran tun, genauer zwischen verschiedenen Niveaus und Graden der Unterschiedlichkeit zu differenzieren. Regionale Vielfalt kann eine höhere Einheit nicht sprengen. Niemand wird die Zugehörigkeit Spaniens und Portugals zu Europa bestreiten; aber es ließen sich gewiss viele Besonderheiten der iberischen Geschichte nennen, die sie von der mitteleuropäischen deutlich unterscheiden.

Aus gegenwartsbezogener Sicht kommt die Frage hinzu, ob eigentlich so bleiben muss, was zwar bislang so war, aber seinen historischen Kontext hat. Aus der nationalstaatlichen Zersplitterung Europas wird man auch keinen Einwand gegen die Vernünftigkeit supranationaler Zusammen-

schlüsse ableiten wollen, sondern höchstens Gründe für Komplikationen und Widerstände. Umgekehrt wird ein zukunftsorientiertes Argument daraus: Man muss alle Verbindungen und Bindungen stärken, die sich im Guten wie im Schlechten spätestens seit dem 18. Jahrhundert entwickelt haben. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wollte das neue Russland mit Elan nach Europa. Dafür zahlte es den Preis einer tiefen wirtschaftlichen Strukturkrise, der Verarmung weiterer Teile der Bevölkerung und eines Kulturschocks. Wenn Putin diese Dynamik inzwischen gebremst hat und eine Art Aussöhnung mit der sowjetischen Vergangenheit sucht, so bedeutet das noch keine völlige Umkehr. Und selbst wenn sie drohte, sollte man ihr entgegenwirken, statt die Außentore der Festung Europa zu schließen. Die Gründung eines Deutschen Historischen Instituts in Moskau, die nun unmittelbar bevorsteht, folgt eben dieser Ratio. Die im weitesten Sinne betroffenen universitären Disziplinen wären gut beraten, dasselbe zu tun. Wider alle Vernunft geschieht leider allzu oft das Gegenteil. Osteuropäische Fächer werden geschlossen oder dezimiert, Kompetenzen abgebaut. Man kann eine große Tageszeitung, die das neu-lich angesichts der bevorstehenden Osterweiterung der Europäischen Union für absurd erklärt hat, nur unterstützen. Nur muss der Widersinn im Augenblick tagtäglich abgewehrt werden. Denn bei allen historischen Bachelor-Studiengängen, die derzeit in ganz Deutschland in halsbrecherischem Tempo ausgearbeitet werden (müssen), stellt sich dieselbe Frage: Wenn nur absolut Elementares die Radikalamputation auf fünf Semester überstehen kann, wird die Geschichte dann wieder deutsch (mit westlichem Kranz)? Der Weg von Bologna nach PISA ist nicht weit. ◀

Some years ago, the president of the Soviet Union Mikhail Gorbachev claimed a »room in the European house«. The historical legitimacy of this claim has been questioned by pointing out that Russia lacked decentralization and pluralism of power, regionalism and a strong society, humanism and enlightenment. This essay tries to refute such arguments. It follows the course of Russian history in relation to Europe from early modern

times to the present, showing that most of the major mental movements and ideologies reached Russia as well and that, more importantly, Russia had become tightly entangled in European history ever since Peter the Great at the beginning of the 18th century. At the same time, Russia was always aware of its specific character, and most of the ideologies took a specific shape. As a consequence, Russian history wavered between getting involved with

European affairs and becoming »Europeanized« on the one hand and preserving its own identity at the periphery on the other. The lesson from this ambivalence, however, cannot be to keep Russia out but to strengthen those traditions and characteristics which tied her to Europe. By the same token it is indispensable to maintain the expertise on Russia and Eastern Europe instead of reducing it under the pressure of new curricula and budgetary cuts.



Prof. Dr. Manfred Hildermeier, Jahrgang 1948, studierte Geschichte an der Universität Tübingen, an der er 1976 promoviert wurde. Anschließend arbeitete er als Wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität Berlin und habilitierte sich 1983. 1985 wurde er auf den Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte an die Universität Göttingen berufen. Prof. Hildermeier hielt sich zu mehreren Forschungsaufenthalten in der UdSSR beziehungsweise Russland auf, war Fellow am Historischen Kolleg in München (1995/96) und am Wissenschaftskolleg zu Berlin (2000/2001). Als Visiting Professor lehrte und forschte er an der Harvard University (1986) und am St. Antony's College in Oxford (2003/04). Er ist Mitglied der Göttinger und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und amtierender Vorsitzender des »Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands« (Historikerverband).

Deutsche und russische Universitäten im Ersten Weltkrieg

»Deutsche und russische Universitäten im Ersten Weltkrieg. Vergleichende Studien zum Verhältnis von Gesellschaft, Wissenschaft und Politik« ist der Titel eines neuen Forschungsprojektes, das am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte der Georg-August-Universität Göttingen angesiedelt ist. Es soll die Auswirkungen des Krieges auf deutsche und russische Universitäten vergleichend untersuchen und unter anderem klären, ob und inwieweit sich das nationale beziehungsweise europäische Selbstverständnis der Universitätsangehörigen damals veränderte. Das Projekt wird mit 280.000 Euro aus Mitteln der VolkswagenStiftung gefördert. Die Historikerin Prof. Dr. Trude Maurer, die das Vorhaben leitet und zuletzt über die russischen Studenten der Georgia Augusta im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert geforscht hat, stellt es im Folgenden kurz vor.

Obwohl der Erste Weltkrieg als »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« gedeutet wird (Ernst Schulin), wurde er in der Universitätsgeschichtsschreibung bislang kaum berücksichtigt, denn sie konzentrierte sich auf die institutionelle und wissenschaftliche Entwicklung, war also vom Binnenblick dominiert. In der Ausnahmesituation des Krieges jedoch wurde die Universität stark von außen bestimmt: Als Einrichtung der For-

schung und Lehre wurde sie in der Erfüllung ihrer Aufgaben durch das Kriegsgeschehen gestört und behindert. Als staatliche Anstalt war sie davon betroffen, wie der Staat seine Macht, vielleicht sogar seine Existenz wahren konnte. (Von den damaligen russischen Universitäten wurden zwei in das Landesinnere evakuiert: Warschau nach Rostov am Don, Kiev nach Saratov.) Zugleich wurden die Universitäten

aber aufgrund der geistigen Autorität, die die Gelehrten beanspruchten, zum Seismographen dafür, welche Wirkungen der Krieg auf den Zeitgeist ausübte. Ähnlich wie der Erste Weltkrieg generell gewaltige Umwälzungen auslöste und damit den Beginn einer neuen Epoche in Europa markierte, schien sich dies in Deutschland auch für die Universitäten anzudeuten: Durch gemeinsame Anstrengungen an der

Front und in der Heimat, bei der sich nun auch die Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden veränderten, wurden die überkommenen Formen der Lehre und des studentischen Lebens (besonders die Scheidung in korporierte und »freie« Studentenschaft) fragwürdig. Ob der Krieg dann tatsächlich als Katalysator oder gar Motor des Wandels deutscher und russischer Universitäten wirkte, soll in einem gemeinsamen Projekt mit Kollegen in Estland und der Russischen Föderation untersucht werden. Dieser Vergleich bietet sich an, weil die russischen Universitäten wesentlich nach deutschem Vorbild gegründet wurden, in den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg eine vergleichbare Entwicklung nahmen und viele Professoren des Zarenreichs sich während ihrer Vorbereitung auf die Universitätskarriere ein bis zwei Jahre an deutschen Universitäten weiterqualifizierten.

Die Entwicklung während des Krieges soll in drei Bereichen untersucht werden: Um das *Verhältnis von Universität und Gesamtgesellschaft* genauer zu bestimmen, werden der Dienst von Universitätsangehörigen im Feld und ihre Unterstützung der Kriegsanstrengungen durch Übernahme von Aufgaben in der Hei-

mat analysiert. Daran wird deutlich, wie sie sich in die »Volksgemeinschaft« integrierten, damit aber zugleich ihren Führungsanspruch auf neue Weise untermauerten. Bei der inneren Entwicklung der Universität geht es um die *Veränderung von Forschung, Lehre und Studium unter den Bedingungen des Krieges*. In der Hörschaft dominierten in Deutschland nun die Frauen und erhielten vorübergehend auch neue Chancen als Assistentinnen. Zugleich suchten beurlaubte Soldaten oder Kriegsheimkehrer wieder Zugang zur Wissenschaft, fühlten sich durch die weibliche Konkurrenz bedroht und forderten Prüfungserleichterungen. Auch die Inhalte von Lehre und Forschung wurden durch den Krieg beeinflusst. Der Berliner Historiker Friedrich Meinecke (1862–1954) beendete seinen Vorlesungszyklus nun nicht mehr mit 1890, sondern untersuchte die spätwilhelminische Ära als »Einführung in das deutsche Staatsleben der Gegenwart«. Schließlich wird drittens der »Krieg der Geister« beleuchtet, also die *Beteiligung der Gelehrten an der Deutung des Krieges und der Kriegspropaganda*. Hier sind Formen und Grade der Politisierung herauszuarbeiten. Außerdem geht es um die Veränderung der gegenseitigen Wahr-

nehmung von russischen und deutschen Wissenschaftlern als Folge des Krieges. Bislang hatten sich die Gelehrten des Zarenreichs als Europäer gefühlt – und dabei waren »das *Deutsche* und das *Europäische*« für sie Synonyme. Durch den »Aufruf an die Kulturwelt«, in dem sich deutsche Gelehrte bedingungslos hinter die deutsche Kriegführung stellten und von »russischen Horden« sprachen, wurde dieses Selbstverständnis in Frage gestellt. Umgekehrt nahmen die russischen Gelehrten nun die Deutschen als »die Barbaren des 20. Jahrhunderts« wahr. Sie wendeten sich von den deutschen Universitäten ab und orientierten sich im Lauf des Krieges auf die Wissenschaft der westlichen Verbündeten Russlands um.

Die skizzierten Fragestellungen sollen am Beispiel von je drei Universitäten genauer untersucht werden: der Universität in der Hauptstadt des Reichs (Berlin und Sankt Petersburg), je einer Universität in der »Provinz« (Gießen und Kasan) sowie einer Universität im Übergangsbereich zwischen zwei Kulturen (der im annektierten Elsaß 1872 errichteten deutschen Universität Straßburg sowie der in den 1890er Jahren russifizierten Universität Dorpat).

Trude Maurer





Willkommen im Netzwerk

Alumni Göttingen e.V. verbindet weltweit ehemalige und aktive Studierende, Absolventen und Angehörige der Georg-August-Universität sowie Wissenschaftler, Bürger und kooperierende Unternehmen zu lebendigem Austausch und wechselseitigem Nutzen.

Ziele · Aufgaben · Angebote

- ▶ **Friendraising**
Wir finden weltweit Ihre ehemaligen Kommilitonen
- ▶ **Kontaktpflege**
Wir lassen Verbindungen nicht abreißen
- ▶ **Brainraising**
Wir vernetzen Wissen und Fähigkeiten
- ▶ **Synergien**
Wir sorgen dafür, dass im Alumni-Netzwerk alle voneinander profitieren
- ▶ **Information**
Wir informieren regelmäßig über unsere Universität, unsere Aktivitäten und die Stadt
- ▶ **Veranstaltungen**
Wir machen Begegnungen möglich
- ▶ **Dienstleistung**
Wir unterstützen, beraten und helfen

Alumni Göttingen e. V. –
Ehemalige für die Zukunft gewinnen

Kontakt

Alumnibüro
der Georg-August-Universität Göttingen
Goßlerstraße 9
37073 Göttingen

Tel. +49 551/39-12167

Fax +49 551/39-12452

e-mail: alumni@zvw.uni-goettingen.de

Internet: www.uni-goettingen.de/alumni